Mein Gegenüber.

Ein Witzbold, der in einer Straße einer Großstadt wohnte und ein gut geschliffenes Fernrohr besaß, machte sich gerne den Spaß, durch dasselbe zu beobachten, was die Leute in der auf der ihm gegenüberliegenden Seite der Straße machten und gibt uns daraus einige Erfahrungen zum Besten.

Er erzählt: Im zweiten Stock des gegenüberliegenden Hauses wohnt ein junger Referendar, ein hübsches Kerlchen und vermutlich auch ein angenehmer Gesellschafter. Dieser junge Herr ist jedoch von einer geradezu lächerlichen Eitelkeit besessen. Sobald er nämlich an seinem Schreibtisch am Fenster erscheint, um zu arbeiten, zieht er jeden Augenblick seinen kleinen Taschenspiegel aus der Westentasche, um sich mit an Lächerlichkeit grenzenden Grimassen von allen Seiten zu bespiegeln und an sich herum zu dürsten, zu streicheln und zu glätten, wodurch bei häufiger Wiederholung durchaus kein Schnelligkeitsrekord der Arbeit erzielt wird. Nachdem der Spiegel alsdann angehaucht und angerieben ist, verschwindet er wieder in der Westentasche, um nach ein paar Federstrichen aufs neue hervorgezogen zu werden. Obwohl die Arbeit dadurch ersichtlich langsam vorwärts geht, scheint dem jungen Mann diese Prozedur eine durchaus ungetrübte Zufriedenheit zu bereiten . . . bis er eines Tages mein auffällig interessiertes Gesicht gegenüber entdeckt. Sofort verschwand der Spiegel, sein Gesicht zog sich glatt, und er vertiefte sich in seine Arbeit. Aber gleich darauf kam der Spiegel wieder aufs neue zum Vorschein, schon wollte er eine Grimasse schneiden . . . da hob er den Kopf. Ich stand immer noch da. Nach und nach wurde er äußerst nervös und hielt mit dem Spiegel krampfhaft auf halbem Wege inne, verstohlend und wütend zu mir hinüberschielend. Ich stand noch immer da. Nach einigen Wochen gelang es mir, ihn von seiner lächerlichen Eitelkeit zu kurieren. Jetzt gebraucht er nicht den zehnten Teil der Zeit zu seiner Arbeit, worüber er allem Anschein nach selbst eine große Befriedigung empfindet.

In der Wohnung über ihm wohnte bis vor ein paar Tagen ein herzlich bescheidener kleiner Mann mit seiner herzlich unbescheidenen großen Frau. Der kleine bescheidene Mann tat augenscheinlich alles, was in seinen Kräften stand, aber er war trotzdem immer und überall im Wege. Einmal sah ich, wie seine große, unbescheidene Frau die Hand über ihm erhob. Doch nicht, so sah es wenigstens aus, um ihn zu streicheln. In diesem Augenblick sah sie mich und änderte mit Gedankenschnelle die Richtung der Hand, um den Rollvorhang zu ergreifen, der sich blitzschnell senkte. Ich kann selbstverständlich nicht wissen, was sich hinter dem herabgelassenen Vorhang zutrug, aber ich wage zu hoffen, daß die Hand nicht die ursprüngliche Richtung wieder einnahm. Lassen Sie einmal selbst den Rollvorhang herunter, wenn Sie im Begriff stehen, Ihren Hornesausbrüchen freien Lauf zu lassen, und Sie werden ja sehen, ob das Sie beruhigt. Die große unbescheidene Frau ließ nun jedesmal den Rollvorhang herunter, sobald ich mich dem Fenster näherte. Uebrigens scheint sie der Sache müde geworden zu sein, denn am 1. Juli zog sie mit ihrem kleinen bescheidenen Mann in eine andere Wohnung, wo es hoffentlich auch Nachbarn gibt.

Das Dienstmädchen in der obersten Wohnung ist ein Prachtexemplar in seiner Art. Vor einigen Tagen sah ich, wie es mit der Suppenschüssel ins Zimmer trat, wie es diese auf den Tisch stellte und dann eine Zwetsche nach der anderen herausfischte und unsäglich schwelgte. Ich zählte bis zehn. Das Mädchen war so einsichtsvoll, die Kerne wieder in die Schüssel zu werfen. Es könnte ja sein, daß die Hausfrau lumpig genug gewesen war, die Zwetschen zu zählen. Darauf rief es die Familie zu Tisch. Mit welchem Appetit verzehrten die nicht ihre Zwetschensuppe! Ich für meinen Teil esse augenblicklich nur sehr ungern Zwetschensuppe.

Gestern kamen die neuen Nachbarn in die Wohnung der großen unbescheidenen Frau. Ich hoffe, die werden sich machen. Nun, ich werde sie im Auge behalten.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

2) Erzählung von A. Kolping.

Ich erinnere mich aber auch sehr gut der Zeit — es ist indes schon lange her —, wo Großvater Otto rüstiger war, als ich ihn eben gezeigt; wo er zur Winterzeit den oft sehr unruhigen Enkeln und lärmenden Nachbarskinder durch den Schnee nachhumpelte; wenn unsere Schneeballen — damit ich's verrate, warum ich den Großvater Otto so gut gekannt, — mit den kleinen Fensterscheiben in gar zu nahe Berührung gekommen oder sonstiger Unfug getrieben worden war, um die Schuldigen herauszuholen, oder auch um uns nach Hause zu treiben, wenn bereits die Sterne am Himmel funkelten und wir, in unsere Spielwut vertieft, den Heimweg noch nicht finden konnten.

Dann drohte er wohl mit dem Krückstocke, lief auch bisweilen hinterdrein, so gut er vermochte, obwohl wir jedesmal bei seinem Erscheinen wie die Spatzen auseinanderstoben und uns nicht so leicht erwischen ließen.

Im Sommer gab's andere Not für den Großvater Otto mit den Kindern. Dann brachen wir Löcher in die Gartenhecken oder machten die ausgeflickten noch weiter, kletterten an allen Bäumen hinauf und hatten in Sachen von Blumen und Obst oft eigentümliche Rechtsbegriffe. Großvater Otto stand dann auf der Lauer; aber sobald der hellblaue Rock mit den thalergroßen, blinkenden Knöpfen zwischen den Hecken und der Krückstock in den Lüften sichtbar wurden, dann stäubten die Enkel und Nachbarskinder um die Wette auseinander, während des Großvaters schrecklichstes Wort: „Ihr Bierembskinder!" uns nachflog. Trotz all diesem wäre es uns aber nie eingefallen, den Großvater zum besten zu halten. Er war und blieb doch der gute Großvater Otto, der eigentlich gar nicht böse werden konnte; und hatte für wirklichen Unfug jeder seine verdiente Strafe erhalten — geschenkt wurde sie nie —, dann stand bald seine Freundschaft mit den jeweiligen Bierembskindern wieder in voller Blüte. Oft lagen wir Kinder alle aus der ganzen Nachbarschaft rund um ihn herum im Grase beim Apfelbaume und horchten auf, wenn er Geschichtchen erzählte, — ernste und drollige, wie sie im Volksmunde leben. Hat aber einer die Kinder nur lieb, und erzählt er dabei Geschichtchen, dann hat er sie auch völlig in der Tasche.

Das war jedoch schon lange vorüber. Der Großvater wurde schon unter den Apfelbaum geführt oder höchstens nach dem äußersten Ende des Gartens, von wo er die Pfarrkirche sehen konnte, — ein besonderer Trost für ihn, da er schon lange nicht mehr zum Gottesdienste zu gehen vermochte, was er oft so schmerzlich bedauerte. Aber auch selbst das hatte er überwunden. Dafür saß der Pfarrer bisweilen bei ihm unter dem Baume im Garten, und die beiden plauderten oft lange zusammen über Dinge, die für fremde Ohren nicht bestimmt waren. Nur stand das beim Pfarrer fest: einen wirklich glücklicheren und zufriedeneren Menschen, als den alten Balder, gebe es in ganz Bergfall nicht, und er zweifle, ob in der ganzen Gegend einer zu finden sei, und Leute, die viel studiert hätten, könnten noch von ihm lernen, und eigentlich wisse er selbst nicht, wo der Balder durch ihn oder ob er durch den alten Balder frömmer geworden. Aber eine Eigentümlichkeit hatte der Greis doch, die uns erst später auffiel. So gern der Großvater Red' und Antwort gab und aus vergangenen Zeiten erzählte, von sich selbst, von seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen, von seinem Herkommen und seinen Schicksalen sprach er niemals, auch selbst im Kreise seiner Enkel nicht, obschon alte Leute in Bergfall erzählten, wie daß der Großvater Otto von draußen in den Fieden gekommen und dem Manne manches im Leben begegnet sein dürfte, das sich nicht gerade jeder zu nähmen habe. Wer ihn direkt oder indirekt über seine Schicksale fragte, dem gab er eine ausweichende Antwort. „Alles ist gut, was Gott tut!" sagte er dann wohl, „lassen wir das ruhen." Und wenn gewisse Dinge in seiner Gegenwart zur Sprache kamen, dann ließ er unbemerkt das Gespräch fallen, griff zum Rosenkranz und betete. Mit der Vergangenheit war er fertig, das war offenbar; die Gegenwart war ja Ruhe und Friede.

So, lieber Leser! Nun kennst du hinreichend den Großvater Otto, der mir aus sehr wichtigen Gründen fürs ganze Leben so lieb und teuer geblieben. Ich habe dir ihn zwar in dürftiger Umgebung, aber in dem ruhigsten, glücklichsten Lebensabend vorgeführt, daß du dich mit mir daran erfreuen mögest. Ein solches Alter gleicht dem heitersten Tagesabend in seiner herrlichen Abendröte, wenn die Sonne sich hinter fernen Baumwipfeln zum Niedergange neigt, die kein Lüftchen mehr bewegt, während der Himmel noch einmal auffrischt in abendlicher Pracht, mit goldenen Säumen die Schäfchen in den Lüften zierend, als ob weit hinten in der Ferne, wo die Sonne erst die Erde küßt, dann mit ihr sich das Angesicht verhüllt, die Thore des Himmels sperrangelweit aufgetan würden, — auf einen Augenblick die Herrlichkeit Gottes über die Erde strahlen zu lassen, um gleich darauf den blitzenden Sternenmantel auszubreiten in den Himmelsräumen. Aber glaube nur nicht, daß der ganze, lange Lebenstag des Großvaters Otto immer so sonnig und hell gewesen und von Kindesbeinen an ihm nur Blumen am Wege geblüht. Derselbe Himmel, der zuletzt sich in ruhiger Klarheit um seinen Scheitel gewölbt und an dem auch kein trübes Wölkchen sichtbar geblieben, ist ihm reichend von Sturm und Wetter durchtobt gewesen, und Zeiten hat's drin gegeben, wo der Blick die Fährte zum Himmel fast nicht mehr zu finden wußte. Ja, Gott macht alles gut, und daß er alles gut macht, hat Großvater Otto sehr wohl erfahren im Leben, aber die kostbare Wahrheit teuer erkauft und mühsam errungen. Davon hat er endlich, auf Andringen des würdigen Pfarrers, seinen Enkeln erzählt und dem erwachsenen Nachbarskinde, damit seine eignen Erfahrungen die meist unverständige Jugend in der rechten Furcht Gottes halte, ihren keimenden Hochmut dämpfe, sie im Gottvertrauen stärke und gegen Versuchungen stähle, die um so gefährlicher sind, als der Mensch sie selten als das ansieht, was sie sind. Nur durch die rechte Ergebenheit in den heiligen Gotteswillen wird ja die Ruhe und der Friede gefunden im irdischen Menschenleben.

Im Marktflecken waren rasch hintereinander mehrere Unglücksfälle vorgekommen. Ein Teil der Flur war durch Hagelschlag verwüstet worden, der Blitz hatte eine Scheune angezündet, an einer herrschenden Kinderkrankheit waren viele Kinder gestorben, und — wie die Menschen sind — Jammern und Klagen war an der Tagesordnung. Auch Balders hatten im Felde Schaden gelitten, um so empfindlicher, als sie nicht viel zu verlieren hatten. „Alles, was Gott tut, ist wohlgetan!" hatte der Großvater gesagt, als man ihm die Kunde gebracht. „Aber warum sagt Ihr denn immer, lieber Großvater", fragte der Enkel einer, der Rudolf, bei dieser Gelegenheit: „Alles, was Gott tut, ist wohlgetan!?" Jetzt ist unsere Hoffnung für die Ernte auf dem Talwege zerstört, und es wäre mir doch lieber, der Hagelschlag hätte uns nicht betroffen." — „Lieber wäre es dir," versetzte der Großvater ruhig, „das glaube ich wohl; aber was uns heilsamer ist, das weiß doch sicher unser Herrgott im Himmel besser, als ich und du. Du hast das noch nicht erfahren, sonst würdest du dich leichter finden." Darüber kam auch der Heinrich, Rudolfs Bruder, und jammerte über das Unglück. Eine freundliche Zurechtweisung des Großvaters folgte. Abends saßen wir zusammen beim Großvater und besprachen die Unglücksfälle, die in den jüngsten Tagen über Bergfall gekommen. Man glaubte bei solchen Anlässen sein Mitleid zu äußern, wenn man in das allgemeine Klagen einstimmt. Der Großvater hatte uns eine Weile zugehört, dann hob er auf einmal an:

„Meine Kinder, ihr müßt nicht so reden; das muß Gott mißfallen. Damit ihr lernet, auch in den Heimsuchungen Gottes seine Liebe und Vermherzigkeit zu erkennen, will ich euch erzählen, wie es mir in der Jugend ergangen. Ihr habt diese Belehrung nötig, und unser guter Pfarrer meint, ich solle sie euch nicht mehr vorenthalten . Es wird mir allerdings schwer, die alten Erlebnisse wieder aufzufrischen; aber es sei in Gottes Namen, — vielleicht ist's euch zum Segen."

Lesefrüchte.

Eine der schönsten Einrichtungen im Schulleben ist die Glocke, die den Schülern Pünktlichkeit angewöhnt und sie zur Arbeit wie zur Erholung ruft.

Der Unterschied zwischen Sieg und Niederlage, zwischen Erfolg und Verlust liegt oft in einigen wenigen Minuten.

Aufschub bedeutet sehr oft vollständiges Aufgeben — und was man „später" tun will, bleibt oft ganz ungetan.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 34. Sonntag, 20. August. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 20. August: Bernhard.
Montag, den 21. August: Franziskus.
Dienstag, den 22. August: Timotheus.
Mittwoch, den 23. August: Philipp B.
Donnerstag, den 24. August: Bartholomäus.
Freitag, den 25. August: Ludwig.
Samstag, den 26. August: Zephyrin.

Sonntagslesung.

Heilung eines Taubstummen. Man spricht heute so viel von der Notwendigkeit der religiösen Verinnerlichung. Und das mit Recht. Nur muß man dieses Wort im rechten Sinne verstehen. Denn, wenn der göttliche Heiland auch sagt: „Das Reich Gottes ist in euch," so will er damit nicht der Vernachlässigung oder gar der Verachtung äußerer religiöser Uebungen das Wort reden. Nein, ihm widerstrebt nur das rein Aeußerliche, das rein mechanische Tun, das rein Gewohnheitsmäßige. Aber die Verbindung des Geistigen mit dem Sinnlichen hält er aufrecht. Das Sinnfällige soll dem Geiste eine Stütze zur Erkenntnis, zur Freude, zu Anmutungen und Willensentschlüssen werden, ja selbst zur Vermittlung von übernatürlichen Gnaden, die er ja an sinnfällige Zeichen, an die hl. Sakramente geknüpft hat. Von dieser Verbindung des Geistigen und Sinnfälligen haben wir heute in der Heilung des Taubstummen ein schönes Beispiel. Der göttliche Heiland nimmt ihn von der Menge beiseite, legt den Finger in seine Ohren, berührt seine Zunge mit Speichel, erhebt die Augen zum Himmel, seufzt und spricht Ephphata, tue dich auf. So folgt die Kirche ganz Jesu Beispiel, wenn sie in ihrem Gottesdienst, in ihren Ceremonien, in ihrer Liturgie, in ihren Sakramentalien sich die wertvollsten Hilfen zur Pflege des Lebens der Seele geschaffen hat.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXXII.

Das melancholische Temperament.

Bei dem melancholischen Temperamente sind die Eindrücke, die Einwirkung auf das Gemüt, zumal die traurige oder Furcht einflößender Art, langsam bohrend, aber stark, die Reaktion, die Rückwirkung, das Sichwehren dagegen aber schwach. Es ist mehr ein leidender Zustand, als ein kräftiges Entgegenstemmen, mehr ein passives, als ein aktives Temperament.

Beim Choleriker können in der Seele einmal furchtbare Donnerwetter mit heftigen Entladungen entstehen, der Sanguiniker kennt meist nur Sonnenschein, der Phlegmatiker bleibt bei jedem Wetter, bei Sturm und Regen, Kälte und Wärme sich gleich, über dem Melancholiker aber hängt immer eine dunkle schwarze Wetterwolke, die sich nicht verziehen will. Das melancholische Temperament ist somit dasjenige, in welchem die Gefühle schwerer entstehen und schwer wieder vergehen.

Von körperlicher Seite gibt sich dieses Temperament vielfach zu erkennen durch eine schwache, kränkliche Leibeskonstitution, tiefer liegende glanzlose Augen, mit mattem, gleichsam in sich gekehrtem, doch klarem und ruhigem Blick, durch schwache und klanglose Stimme, langsame, eintönige, schleppende Sprache.

Die Gesichtszüge sind im Ganzen wohlgebildet, atmen aber ein kaltes, mitunter leidendes Wesen, das, in sich gekehrt, gegen die Außenwelt gleichgültig, auf eine höhere geistige Welt hinzublicken scheint, dabei jedoch nichts Hartes verrät und im Ganzen mehr das Mitleid herausfordert, als abstoßend wirkt. Der Gang, die Haltung und alle Körperbewegungen sind zwar bedächtig, langsam und abgemessen, dabei aber fest und keineswegs träge.

Geistig-gemütlich betrachtet, findet sich mit dem melancholischen Temperament vereinigt: große Schärfe der Sinne, zuweilen eine zum Mißtrauen neigende lauernde Beobachtungsgabe, viel Selbstbeschauung, ein treues Gedächtnis, eine kräftige, zu hohem Fluge fähige Phantasie, ruhige Betrachtung, sinniges und tiefes Denken, das sich oft in unnütze Grübeleien verliert und dabei das Wichtigere vergißt, viel Sinn für tiefere Spekulation, aber nicht ohne Vorurteile und zum Fanatismus neigende Einseitigkeit.

Der Melancholiker unterliegt leicht seinen Gefühlen und hat nicht die Kraft, ihrer Herr zu werden und den Druck von sich abzuwälzen. Man findet beim melancholischen Temperamente gewöhnlich Schwermut, Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Kummer und Verzagtheit, Mißtrauen, jedoch auch Geduld, Hingebung in die Fügungen und Schläge des Schicksals, Aufopferung in der Freundschaft. Die Verstandesarbeit ist bei ihm in der Regel gründlich, beharrlich und tiefsinnig, nur nimmt der Intellekt leicht eine schwärmerische, mystische, zur Strenge neigende Richtung.

Wenngleich, wie gesagt, die Gefühlsthätigkeit lebhaftig und nachhaltig ist, so lassen doch Ernst, Bedächtigkeit, Selbstbeherrschung und eine gewisse Verschlossenheit die Gefühlserregungen nicht leicht nach außen hervortreten.

Die Gefahren des Melancholikers sind Grübelei, Argwohn, Schwermut, Zaghaftigkeit, Menschenscheu und tiefgehende andauernde Verstimmung. Die Melancholiker stellen meist das Geschlecht der tiefen Denker und großen Künstler dar.

Wie viel Melancholie tritt uns aus den Schriften des hl. Paulus und des hl. Augustinus, zumal aus seinen Bekenntnissen entgegen! Liegt nicht auch über dem goldenen Büchlein der Nachfolge Christi des sel. Thomas von Kempen ein Hauch melancholischer Stimmung?

Die großen Künstler wie Michelangelo und Beethoven, waren ausgesprochene Melancholiker, Menschen von einer Tiefe, daß man meint, was der Marmor an Gestein und die Musik an Töne besitze, habe ihnen nicht genügt, um daraus ihre großartigen Gebilde zu schaffen.

Der Melancholiker lebt und webt so recht im Reich der „dunklen Gefühle", man möchte fast sagen in einem Reich, wo das Dämonische im guten Sinne herrscht. Und gerade bei den Melancholikern tritt nicht selten die Erscheinung zu Tage, daß die besten, edelsten und aufopferndsten Gefühle gerade die sind, die in unglückliche Schicksale und in schwere Seelenkomplikationen führen.

Es ist ein tragisches Geschick, daß die Irrenhäuser meist mit Melancholikern angefüllt sind, und daß das Wort in manchen Fällen seine Bestätigung findet: „Genie und Wahnsinn liegen nebeneinander." Man denke nur an Hölderlin, Lenau, Schumann, Nietzsche und andere.

Mißgriffe in der Erziehung.

Dieser Tage sprach ich mit der Oberin einer Ordensgenossenschaft. „Ich habe da jemanden, die wohl bei Ihnen eintreten wünschte und mich gebeten hat, sie bei Ihnen durch ein gutes Wort einzuführen," sagte ich. „Wenn sie Beruf hat, und daran

möchte ich für mich kaum zweifeln, bekommen Sie hoffentlich eine brave, gewissenhafte und in allem recht brauchbare Schwester." „Gewiß, gerne," sagte die Oberin, „lassen Sie das Kind nur einmal zu uns herüberkommen." Dann fragte sie weiter: „Kennen Sie auch die Mutter der Betreffenden?" „Ich kenne die Familie zwar nicht genauer", antwortete ich, „aber die Mutter soll, so höre ich, eine ganz vortreffliche Frau sein, tüchtig im Haushalt, wohltätig gegen die Armen, gewissenhaft in ihrem Leben. Sagte mir die Tochter doch neulich noch: „Wir haben eine so gute Mutter, die uns nicht bloß zum Guten ermahnt, sondern auch in allem bis zum Kleinsten mit einem ausgezeichneten Beispiel vorangeht."

„Das freut mich," sagte die Frau Oberin, „und", fügte sie lächelnd hinzu, „eine bessere Empfehlung braucht das junge Mädchen nicht, denn eine schönere können Sie ihr nicht geben, als sie sich selbst durch das Urteil über ihre Mutter ausstellt."

Beim Fortgehen dachte ich bei mir: Ei, der Tausend, das ist eine kluge Ordensschwester, die von der Mutter direkt auf die Tochter schließt und gleich erinnerte ich mich, in einem Buche einmal über diesen Punkt etwas gelesen zu haben. Als ich nach Hause gekommen, schlug ich das betreffende Buch auf und fand darin auch bald das gesuchte Kapitel, das ich zu Nutz und Frommen vieler Mütter vielleicht auch, bescheiden sei das den Pädagoginnen gesagt, mancher Lehrerin hierher setzen will.

1. Würde eine Frau für ihre Person vollkommen sein, so würde sie auch vollkommen sein als Mutter und Erzieherin. Aber jeder Fehler, den sie an sich hat, wirkt auch nachteilig auf die Erziehung ein. Daher ist die Selbsterziehung so unerläßlich, und so weit sie der Erziehung nicht vorausgegangen ist, muß sie dieselbe begleiten. Es folgen hier beispielsweise einige erzieherische Mißgriffe, welche ihre Wurzel in persönlichen Fehlern der Mutter haben.

Geschwätzigkeit. Was man einem Kinde befiehlt, muß ganz klar und deutlich gesagt werden, so daß es weiß, was man von ihm verlangt. Auch soll man diese Vorschriften auf das Notwendige beschränken und nicht zu vielerlei befehlen. Eine geschwätzige Mutter wird dieser Regel nicht nachkommen, sie wird auch in der Kinderstube zu viel reden, und je mehr sie mahnt und befiehlt, desto weniger wird sie ausrichten. Denn zunächst werden die Kinder durch die vielen Worte verwirrt, wissen nicht, was sie eigentlich tun sollen, und bald gewöhnen sie sich an das beständige Gerede, so daß es keinen Eindruck mehr macht.

Unbeständigkeit. Etwas befehlen und den Befehl wieder vergessen, drohen und die Drohung nicht ausführen, heute dieses und morgen etwas ganz anderes vorschreiben, heißt das Werk der Erziehung selber vereiteln. Ein Hauptzweck der Erziehung ist die Angewöhnung an das Gute. Die Angewöhnung erfordert häufige Uebung und diese hat eine bestimmte Regel und deren genaue Handhabung zur Voraussetzung. Man sei sparsam mit seinen Forderungen, aber man halte sie beharrlich fest, damit sie die gute Gewohnheit im Kinde zustande bringen.

Jähzorn und Mißmut. Bei Fehlern der Kinder darf die Mutter nicht den Regungen des Zornes nachgeben, und noch weniger ihren Unmut, der andere Ursachen hat, an den Kindern auslassen. Sie würde damit ihr Ansehen und die Liebe und das Zutrauen der Kinder schwächen und so sich selber die Aufgabe erschweren.

2. Belohnungen sollen nicht zum voraus versprochen werden. Als nachträgliche Anerkennung sind sie nicht gerade ausgeschlossen, sollen aber nicht zu häufig vorkommen. Auch suche man, sobald das Alter der Kinder es gestattet, mit den Geschenken nicht bloß ihrer Gaumenlust und Eitelkeit zu schmeicheln, sonst bringt man ihnen die Meinung bei, daß es keine höheren und edleren Genüsse gebe.

Mit dem Lobe sei man sparsam, man spende es nicht vor anderen Leuten, sonst fördert man die Eitelkeit. Auch im Loben sei man gerecht. Nicht selten lobt man das Kind wegen seinen natürlichen Gaben und Talenten, weil es z. B. mit Leichtigkeit lernt, und das ist durchaus gesehlt. Mitunter wird ein minderbegabtes Kind, das vielleicht mehr guten Willen hat, zurückgesetzt, während gerade da die Aufmunterung am besten angebracht wäre. Beschämungen sollen noch seltener sein als Belobungen, sonst wird das Ehrgefühl abgestumpft und damit das ganze Werk der Erziehung vereitelt.

3. Unüberlegte Strafen. Das Strafen bildet einen Probierstein für die Erziehungskunst. Man sollte es verstehen, so zu strafen, daß die Strafen nach und nach seltener und schließlich ganz überflüssig werden. Ich will nur zwei Regeln anführen. Zunächst darf die Strafe von dem Kinde nie als Ungerechtigkeit empfunden werden. Man strafe nicht in jäher Aufregung, man strafe nicht, ohne untersucht zu haben, ob das Kind wirklich schuldig ist, man unterscheide wohl zwischen einem unverschuldeten Versehen und einer schuldbaren Verfehlung. Oft wird ein Kind schwer gezüchtigt, wenn es aus Unachtsamkeit etwas zerbricht, während man über eine eigentliche Ungezogenheit vielleicht noch lacht. Vernünftige Eltern werden gerade umgekehrt verfahren.

Das um Verzeihung bitten lege man den Kindern nur selten und nur in ernsten Fällen auf, sonst wird es bloße Formsache.

Dagegen ist es gut, die Strafe so weit tunlich dem Fehler anzupassen, z. B. Verschlungen beim Spiel strafe man durch Entzug des Spieles, Naschen durch Vorenthalten von Genußsachen, Tierquälerei durch körperliche Züchtigung usw.

4. Das Kind versieht es noch nicht. Dieses Wort enthält eine der schlimmsten Erziehungssünden, wenn man damit sagen will, daß man in der Gegenwart des Kindes sich mit seinen Reden und Handlungen nicht in acht zu nehmen brauche. Auch angenommen, das Kind verstehe nicht alles, so hat es doch das Gefühls- und Ahnungsvermögen und das Gedächtnis, und was auf diese Eindruck macht, bleibt haften und geht mit der Zeit auch in das Verständnis über, und es ist schwer zu bestimmen, wie bald das geschehen wird. Die Eltern müssen von Anfang an reden und handeln, als ob die Kinder alles verstünden, sonst werden sie ihr angewöhntes Benehmen auch dann noch unüberlegt fortsetzen, wenn dasselbe für das Kind sicher nicht mehr paßt.

Die Erziehungsfehler der Mutter sind so zahlreich wie ihre eigenen Fehler und können hier nicht alle angeführt werden. Jede muß sich selber fleißig darüber erforschen. Wenn sie eine Zeitschrift wie die „Monika" als Spiegel benutzt, wird sie manchen Fehler erkennen und ablegen können, der sonst unbekannt geblieben wäre und großen Schaden angerichtet hätte.

Die Sanftmut.

Wie schön ist es bei dem Zusammenwohnen und dem Verkehre der Menschen, wenn man sich untereinander gut versteht. Doch da wird ein Fehler so leicht der Störenfried, der Zorn, die Heftigkeit. Wie glücklich wären wir, wenn wir unser aufgeregtes Temperament zu beherrschen, uns aus Liebe zu Gott zu überwinden verständen, wenn wir beleidigt oder irgendwie ungebührlich behandelt werden — mit einem Worte, wenn wir uns der Tugend, der Sanftmut befleißigten. Die Sanftmut gewinnt uns mit fast unfehlbarer Sicherheit das Herz unserer Mitmenschen, auch derer, die uns kränken wollten oder wirklich kränkten.

Fährt man durch den St. Gotthard oder den Simplon nach Italien, so führt der Weg stundenlang durch Felsenmassen. Mit Eisen und Stahl, Pulver und Dynamit hat man hier Jahre lang bohren, hauen und sprengen müssen, um in das Herz der Berge zu gelangen und in langen Tunnels dasselbe zu durchbrechen. Mit Gewalt, mit Zerstören und mit Zertrümmern mußte man sich hier den Weg bahnen.

Anders ist es, wenn man ein Menschenherz gewinnen, den Weg zu ihm finden will. Das geht nicht mit Gewalt, mit Schroffheit und Bitterkeit. Schroffheit und Härte schlagen alle Türen des Herzens zu und erfüllen es mit eisiger Kälte. Nur die Liebe und Sanftmut, nur ruhige und milde Worte, nur freundliche Dienstleistungen haben Macht über das menschliche Herz und gewinnen Einfluß auf und Herrschaft über dasselbe.

Wir kennen ja alle die sinnreiche Fabel von der Wette, welche einst Wind und Sonne eingingen, um festzustellen, wer von ihnen beiden die größte Macht besitze. Sie wollten das an einem Wanderer erproben, dem der Mantel abgenommen werden sollte. Kaum war die Wette gemacht, da fuhr der Wind mit fürchterlichem Geheul heran, umtobte mit aller Gewalt, die ihm zu Gebote stand, den armen Wanderer und zerrte grimmig an dem Mantel, den er trug. Er machte es dem Manne so schwer, daß er nur mit Mühe einen Schritt weiter kommen konnte. Doch den Mantel konnte er ihm nicht entreißen, im Gegenteil, je mehr der Wind tobte und raste, desto fester hüllte sich der Wanderer in seinen Mantel; schließlich mußte der Sturm seine Ohnmacht anerkennen. Darauf entsandte die Sonne ihre freundlichen Strahlen und ließ sie gar ruhig und mild auf den Wanderer fallen; und siehe, bald schon knöpfte er den Mantel auf, nach einiger Zeit zog er ihn ganz aus und hing ihn auf den Arm. Mit ihrer Milde und Freundlichkeit hatte die Sonne dem zornigen und wütenden Winde die Wette abgewonnen.

In dieser Fabel liegt eine beherzigenswerte Lehre für uns alle. Willst du Gutes wirken unter deinen Mitmenschen, einen heilsamen Einfluß auf sie ausüben, sie versöhnlich stimmen, so lerne dich selbst beherrschen und verkehre stets ruhig und freundlich mit ihnen. Je freundlicher und liebevoller du gegen alle dich erweisest, desto größer wird die Macht über sie sein und desto mehr Gutes kannst du erreichen.

Von weicher Seide prallt
Zurück die scharfe Klinge,
Sanftmut wirkt größ're Dinge
Als schneidende Gewalt.

Und Selbstbeherrschung ist der erste Schritt zur Beherrschung anderer.

Hat nicht der hl. Franz von Sales gerade durch seine große Milde viele tausend Irrende auf den Weg der Wahrheit zurückgeführt! Der hl. Vinzenz von Paul machte gegen Ende seines Lebens einmal das merkwürdige Geständnis: „Ich bin jetzt 84 Jahre alt und habe nur dreimal in meinem Leben mit einer gewissen Schroffheit getadelt und gerade diese dreimal ist mir alles

mißglückt, während so oft die Sanftmut mich immer glücklich zum Ziele führte."

Vor einigen Jahren berichteten die Zeitungen aus Berlin: Ein junges leichtsinniges Mädchen habe sich eines Tages von Hause entfernt und sei mehrere Tage nicht zurückgekehrt. Zu ihrem Schrecken hörten die armen Eltern, die Tochter treibe sich in Tingel-Tangels, in berüchtigten Automaten-Wirtschaften und Kaffees die Nächte hindurch mit den garstigen Lüstlingen, die die Mädchen verführen, herum. Der bekümmerte Vater opferte jede Nacht seine Ruhe, der pflichtvergessenen Tochter nachzugehen, um sie der entsetzlich leidenden Mutter zurückzubringen. Mitten in der Nacht sieht er seine Tochter am Arme eines jener frechen Menschen aus einem solchen Hause kommen. Man kann sich denken, wie es in dem Herzen des Mannes und Vaters vor zorniger Aufregung gewallt haben muß, wie seine starke Hand sich erheben wollte, um dieses nichtsnutzige Mädchen und den Verführer dazu, wie sie es verdienten, rechts und links um die Ohren zu schlagen. Aber er bezwang sich, ruhig und gelassen trat er vor seine unglückliche Tochter hin, nannte sie bei ihrem Namen und sagte dann einfach: „Kind, die Mutter wartet auf dich." Da ward das Mädchen leichenblaß. Von dieser Sanftmut überwältigt, warf es sich unter Tränen an des Vaters Hals und ließ sich bereitwillig von ihm zu dem Wagen führen, der beide nach Hause brachte.

Das war die Wirkung der Sanftmut. Wie schön würde es in unseren Häusern sein, wenn nicht so oft der Zorn über ihnen stände, wie ein feuriger, unheilverkündender Komet, wenn wir es doch verständen, uns selbst zu beherrschen und Beleidigungen zu verzeihen. Allerdings ist es nicht leicht, gab doch schon einer der sieben Weisen Thebens auf die Frage, welches die schwersten Dinge seien, die Antwort: Die schwersten Dinge sind:

1. ein Geheimnis zu bewahren,
2. eine Beleidigung zu verzeihen,
3. seine Zeit gut anzuwenden.

Merken wir uns aber auch, um dieses Schwere uns leichter zu machen, den schönen Spruch:

Geduld: Was ist Geduld? Sie ist ein gläubig Neigen,
Ein liebend Tragen und ein hoffend Schweigen
Und sonst ist der Geduld auf Erden nichts beschieden???
Mit Gott und mit sich selbst und mit den Menschen Frieden!

Aus der Märchenwelt.

Die Sparbüchse.

Oben auf dem Schrank stand die Sparbüchse; sie war von Ton und hatte auf dem Rücken eine Spalte, die mit einem Messer oder einer Feile noch vergrößert war, damit auch silberne Taler hindurchgehen konnten; und zwei waren außer vielen kleinen Goldstücken schon hineingewandert. Die Sparbüchse war so vollgepfropft, daß das Geld beim Schütteln nicht mehr klang und das ist das Höchste, wozu es eine Sparbüchse bringen kann. Da stand sie nun und schaute auf die kleinen Buben und Mädchen hernieder, die in der Stube waren. Weihnachten sollte sie geöffnet und durch das Christkindchen, das von dem Gelde den Kindern schöne Sachen kaufen wollte, geleert werden. Das Christkindchen war ja zwar reich, aber es wollte bei all seiner Freigebigkeit doch die Kinder durch eigene Arbeit sich die Weihnachtsgaben verdienen lassen. Die Kinder aber tummelten sich bald unten in der Stube wild umher, kletterten auf Stühle und Bänke, schrieen und lärmten in der unartigsten Weise. Endlich ging der ältere Fritz in seinem Uebermut so weit, daß er einen Stock nahm, gegen die Sparbüchse schlug und sie vom Schrank herunterwarf. Sie zerbrach in Scherben und der ganze Inhalt rollte über den Boden. In dem nämlichen Augenblick trat der Vater herein. Er jagte die bösen Kinder aus der Stube, nahm die kleinen und großen Münzen an sich und ging zur Türe hinaus.

Ein solches Sparkästlein besitzt jeder Mensch in seiner Seele. All die kleinen und großen Opfer, die er Gott zu Liebe bringt, all die Arbeiten, die er zu seiner Ehre verrichtet, all die Ueberwindungen, die er sich ihm zu Liebe auferlegt, nimmt dieses Kästchen der Verdienste auf. Wenn Weihnachten, d. h. wenn der göttliche Heiland wieder vom Himmel kommt, um die Seele eines Menschen heimzuholen, nimmt er dieses Kästchen der Verdienste mit, um es dort oben vor seinem himmlischen Vater auszuschütten und dann der Seele zu großem Lohn, alles an Verdienst anzurechnen, was sie im Laufe des Lebens Gutes getan. Nun gibt es aber so törichte übermütige Menschen, die schlagen durch schwere Sünde dieses Schatzkästlein der Verdienste in Scherben. Der irdische Vater konnte mit dem der Sparbüchse entrollten Gelde noch etwas machen, nur war es für die Kinder verloren, die gingen leer aus. Der himmlische Vater aber kann mit den früher erworbenen Verdiensten nichts anfangen, er bedarf der Menschen Opfer und Gaben ja nicht. In der schweren Sünde verlieren darum die erworbenen Verdienste nicht bloß für den Menschen, sondern auch in den Augen Gottes vollständig ihren Wert. Sie sind ganz außer Kurs gesetzt, wertlos wie das Geldpapier, das der Staat eingezogen hat. Und wenn der Mensch in schweren Sünden sterben würde, hätte er tatsächlich umsonst gelebt, sich abgemüht für nichts und wider nichts; leer ging er aus am Tage des Gerichtes, die verlorenen Verdienste erlangte er nicht mehr wieder, und arm an guten Werken muß er vor dem treten, der von jedem Rechenschaft verlangt für die Benützung der Talente, die Gott ihm anvertraute.

Es nützt nichts, zu rennen, die Hauptsache ist, beizeiten unterwegs zu sein.

Willst du geliebt werden, so liebe!

Alphons von Aragonien, ein geistreicher Fürst, sah gerne einen Kreis gelehrter Männer um sich. Diesen legte er einst die bekannte Sentenz eines lateinischen Klassikers: „si vis amari, ama, willst du geliebt werden, so liebe" vor und frug, ob sie wohl meinten, daß dieser Spruch ohne Ausnahme Geltung habe? Alle entschieden sich ausnahmslos für die Geltung und Wahrheit des Satzes und versicherten, es gäbe kein besseres, sicheres und wirksameres Mittel, die Liebe der Menschen zu gewinnen, als ihnen Liebe zu erweisen. Was mich anbelangt, sagte darauf der König, bin ich dieser Meinung nicht, und ich nehme den Beweis aus der Erfahrung. Ich weiß einen, der uns überschwenglich liebt, und doch von denen, die das wissen, vielfach nicht wieder geliebt wird. Von uns zweifelt doch niemand daran, daß Gott mit ewiger Liebe uns geliebt hat, daß sein Sohn aus Liebe zu uns Mensch geworden und den bittern Tod gestorben ist, um von uns näher gekannt und geliebt zu werden. Wo aber findet sich der, der sich rühmen könnte, daß er solche Huld aus allen seinen Kräften mit ganzer Gegenliebe vergelte? Wie schön, wenn wir alle sagen könnten:

Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz,
Mein Sehnen all steht himmelwärts,
Ich möcht' so gern mein ganzes Leben
Zu deinem Dienst allein hingeben!

Der Stärkere.

An einem Wirtstische renommierte ein Gast, daß er aus einem großen Kruge 2 Liter Bier in einem Zuge trinken könne. „Nun, das ist aber stark", meinte ein anderer, „das glaube ich nicht." „Soll ich wetten? Worum?" gab der erste zurück. „Das", meinte ein Dritter, ein kräftiger Schmied, an dessen Stärke sich nicht leicht jemand herangewagt hätte und der darum in der Gesellschaft Bekannter sich auch schon ein kräftiges Wort erlauben durfte, „ist doch der Wette nicht wert, ich bebe von einem Manne gelesen, der noch viel mehr vermochte." „Was", sagte der erste, „den möchte ich aber kennen." „Nun," antwortete der Schmied, „dann hört die alte Geschichte:

Valerius Magnus erzählt von Milo Krotoniates, als einem Weltwunder menschlicher Leibesstärke. Dieser Mann war so stark, daß er einen großen wohlgemästeten Ochsen in die Arme gefaßt und herumgetragen. Wie hat er aber solche Stärke gewonnen? Gedachter Schriftsteller Valerius sagt, dieser Milo habe sich an Ochsen gewöhnt, und daran gerührt, als derselbe noch ein junger Knabe und der Ochs noch ein junges Kälblein war, da habe er schon selbiges, junger und kleiner Weise täglich aufgehoben, herumgetragen und seine Kräfte nach und nach mittelst täglicher Uebung an dem Kalb in solche Uebung gebracht, bis endlich aus dem Kalb ein Ochs geworden, und er, mit dem wachsenden Kalb auch durch stete Uebung an Stärke und Kräften dermaßen gewachsen und zugenommen, daß er den Ochsen zu heben und zu tragen Stärke genug gehabt.

Siehst du, lieber Freund, du brauchst dich also deiner Kraft im Trinken nicht zu rühmen, ich weiß, wie du es gelernt hast. Als du noch ein Knabe warst, hast du es an der Seite deines Vaters, der dich täglich immer ins Wirtshaus mitnahm, mit einem Schluck angefangen, dann ließ er die einen Schnitt geben, später forderte st du dir selbst ein Glas, dann einen Krug.

So hat Uebung den Meister gemacht und so ist es nun gar nicht auffallend, daß du jetzt 2 Liter auf einen Schluck trinken willst.

Nur mußt du noch wissen, daß doch auch ein anderer Unterschied, und zwar zu deinem Schaden, zwischen dir und jenem Milo Crotoniates ist. Der wurde durch diese Uebung im Tragen nicht bloß an den Muskeln gestärkt, sondern auch im ganzen ein kräftiger, gesunder Mann. Du aber hast durch die erlangte Uebung im Trinken nur deine Gurgelmuskeln gestärkt, den Magen aber, dein Gehirn, deine Arbeitskraft geschwächt; du hast viel Bier ge- aber auch viel Geld v er trunken, du hast dich im Wirtshaus mit anderen viel geschimpft, gezankt und geprügelt und deine arme Frau dazu und dann sie zu Hause allein weinen und die Kinder darben lassen. Du bist mit einem Worte ein halber Lump und liederlicher Kerl geworden. Wurmstichig durch und durch, durch eine Lungenentzündung, wenn sie dich packt, mit 45 Jahren dahingerafft, ein hohler Baum, vom Windstoß einer sonst nicht tödlichen Krankheit umgeweht. Und nun rühme dich drum nicht mehr, daß du 2 Liter auf einmal heruntergießen kannst, denn in der Schule, wo du zu dieser Uebung gekommen, hast du auch all das obengenannte Schlimme für dich und deine Familie gelernt."

Ich weiß nicht was unser Trinkrenommierer auf diese ernste und derbe Predigt gesagt — geschimpft mag er wohl haben — aber Unrecht hatte der Tischnachbar nicht und sich an den kräftigen Schmied heranzuwagen, fehlte ihm der Mut.

Ave Maria Geläute.

Die Nacht entflieht — Der Morgen glüht — Und malet purpurn Berg und Tal; — Da sei gegrüßt viel tausendmal, — O Mutter unsers Herrn, — Du schönster Morgenstern! — Das Glöcklein geht, — Auf zum Gebet: — Ave Maria!

Der Mittags Glanz — Erfüllet ganz — Die schöne Erde weit umher: — Da sei gegrüßet immer mehr, — O Mutter Gottes, rein — Wie nie der Sonne Schein! — Das Glöcklein geht, — Auf zum Gebet: — Ave Maria!

Der Abend sinkt, — Ein Sternlein blinkt, — Dann zahllos diese allzumal — So sei gegrüßet ohne Zahl, — O Mutter, die da wacht — Für uns in dunkler Nacht! — Das Glöcklein geht, — Auf zum Gebet: — Ave Maria!